

«watching» mit Schlafentzug verbunden, der meist zu den erstrebten Geständnissen führte. Weder «watching» noch «searching» wäre ohne die beflissene Beteiligung von Hilfskräften durchführbar gewesen, wobei zum «searching» auch Hebammen herangezogen wurden, die aufgrund ihrer Erfahrung natürliche Hautmale von unnatürlichen unterscheiden sollten. Dass die örtliche Rekrutierung von «watchers» und «searchers» zum Stillen von Rachegeleuten geradezu einlud, versteht sich von selbst.

Malcolm Gaskill hat sich in seinem Buch die Mühe genommen, die Schritte von Matthew Hopkins und John Stearne minutiös nachzuzeichnen und so die Diskussion über ein an sich nicht unbekanntes Geschehen auf eine neue Grundlage zu stellen. Dabei fällt die typologische Verwandtschaft der beiden Hexenjäger zu Hexenausschüssen auf, wie sie u.a. von Rita Voltmer für den Rhein-Maas-Mosel-Raum beschrieben worden sind («Monopole, Ausschüsse, Formalparteien. Vorbereitung, Finanzierung und Manipulation von Hexenprozessen durch private Klagekonsortien», in: Herbert Eiden und Rita Voltmer, Hg., *Hexenprozesse und Gerichtspraxis*, Trier, 2002, S. 5–67). Auch Hopkins und Stearne sammelten in lokalem Auftrag Belastungsmaterial gegen Verdächtige, das vor Gericht eingesetzt werden sollte. Damit standen sie nicht am Anfang des Prozesses, in dessen Verlauf jemand zu einer Hexe (seltener zu einem Hexer) gemacht wurde. Vielmehr dienten sie als Katalysatoren, die bestehende Gerüchte und Nachreden mit ihren «objektiven» Methoden erhärteten.

Der Autor widersteht der Versuchung, die beiden zu diabolisieren, sondern begreift sie vor dem Hintergrund einer von politischer, religiöser und sozialer Unrast geprägten Zeit. Entsprechend differenziert fällt sein Urteil über Matthew Hopkins aus: «an intransigent and dangerous figure, for sure, but a charismatic man of his time, no more ruthless than his contemporaries and, above all, driven by a «messianic desire to purify»» (S. 285).

München

Georg Modestin

*S. Alfonso Maria de Liguori, Carteggio, I, 1724–1743*, hg. von Giuseppe Orlandi, Roma, Edizioni di Storia e Letteratura, 2004 (=Edizioni Maggiori. Serie dell'Istituto Storico Redentorista – Roma), 840 S.

Vom 1839 heiliggesprochenen Volksmissionar, berühmten Moraltheologen, Kirchenlehrer (seit 1871) und Gründer des Redemptoristenordens Alfons Maria von Liguori (1696–1787) existierten bisher nur zwei anlässlich seines hundertsten Todesjahres erschienene unzulängliche und mehr hagiographischen Zwecken dienende Ausgaben der von ihm geschriebenen Briefe. Seitdem sind mehrere hundert Briefe des Heiligen und noch mehr an ihn gerichtete aufgefunden und grösstenteils auch ediert worden, allerdings an verstreuten Stellen. Eine wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Neuausgabe, welche auch die empfangenen Briefe enthalten sollte, drängte sich daher auf. Sie wurde vom Generalat der Redemptoristen vor zwanzig Jahren beschlossen. Nunmehr ist der erste, von einem Team unter Leitung des versierten Historikers Giuseppe Orlandi besorgte Band erschienen. Er reicht von 1724, dem Jahr, in dem Liguori nach einer zunächst erfolgreichen juristischen Karriere in den geistlichen Stand eintrat, bis 1743, ein Schlüsseljahr in der Geschichte des neuen von ihm gegründeten Ordens, der sich damals noch «Gesellschaft vom Allerheiligsten Erlöser» nannte. Damals übernahm Liguori nach dem Tod des ersten Protektors Falcoia auch nominell als Generaloberer die Leitung und erreichte die päpstliche und teilweise staatliche Genehmigung der Gesellschaft, die gleichzeitig damit den Grundstein zu ihrer später wichtigsten Residenz Pagani, zwischen Neapel und Salerno, legte.

Der vorliegende Band enthält 296 Briefe, 106 aus der Hand Alfonsos, 190 an ihn gerichtete, womit der Unterschied zu den früheren Editionen augenfällig wird. Aus der ersten Zeit ist wenig Relevantes erhalten, der Hauptteil der Briefe stammt aus den Jahren

1732–37, den eigentlichen Gründerjahren der neuen Kongregation. Die wichtige Korrespondenz setzt 1730 mit einem Paukenschlag ein, nämlich dem ersten Brief (Nr. 8) der Suor Maria Celeste Crostarosa, in dem diese dem späteren Heiligen ihre Visionen schildert, in denen sie das zukünftige neue geistliche Institut der Redemptoristen schauen konnte. Weitere folgen noch und damit wird die im Kloster Scala (bei Amalfi) lebende Nonne zu Liguoris geistlicher Schwester, in einem gegenseitigen Geben und Nehmen, ähnlich wie dies bei anderen grossen Ordensgründern (Benedikt, Franziskus) der Fall war. Allerdings tritt schon wenig später eine Entfremdung ein, als nämlich Maria Celeste sich weigerte, weiterhin den erwähnten Falcoia als geistlichen Führer zu nehmen, was Alfons zu zwei langen Mahnbrieffen veranlasst (Nr. 52 und 63). Dennoch sollte die Nonne, neben anderen, auch später, bis zu ihrem Tod (1755), noch grossen Einfluss auf den Ordensgründer ausüben. Tommaso Falcoia, seit 1730 Bischof von Castellammare di Stabia, spielte in den Anfangsjahren der neuen Gesellschaft eine ebenso wichtige Rolle, er war auch Liguoris geistlicher Führer und der unermüdliche Antreiber hinter dessen missionarischen Unternehmungen auf der amalfitanischen Halbinsel, ständiger wichtiger Ratgeber und erster Protektor der neuen Gesellschaft, einflussreich, aber auch etwas selbstherrlich. Von ihm stammt der Löwenanteil, nämlich 91 der damals an Alfons gerichteten Briefe. Umgekehrt sind nur 11 erhalten. Dazu ist zu bemerken, dass Liguori keine Kopien der versandten Briefe anzufertigen pflegte, die Korrespondenz also generell fragmentarisch ist. Grossen Platz nimmt der Briefwechsel mit seinen ersten Mitbrüdern, aber auch anderen Klosterfrauen, ein. Von den ersteren war in der Regel einer in Neapel, wodurch man über die der neuen Gesellschaft günstigen oder ungünstigen Stimmungen in der Hauptstadt orientiert war.

Liest man sich in die Briefe ein, so sieht man bald, dass hier, um 1730–40 in Süditalien, bei aller gelebten Devotion, nicht frommer Augenaufschlag und asketische Abtötung (vgl. die daran geübte Kritik in vielen Briefen), geistreiche religiöse Schriftstellerei und weltabgewandte Mystik regierten, sondern sich ganz praktische Probleme stellten, nämlich dasjenige der völlig unzureichenden Seelsorge auf dem Lande (während es in den Städten von Klerikern nur so wimmelte). Falcoia und Liguori hatten sie erkannt und dieser bemühte sich nun mit seinen Volksmissionen, die ihn kreuz und quer durch das Gebiet unmittelbar südlich von Neapel führten, um Abhilfe. Uns tritt also ein Heiliger entgegen, der mit beiden Beinen auf dem Boden stand, bei dem gelegentlich auch die Leidenenschaften hochgingen und Zwiſtigkeiten nicht ausblieben. Zur damaligen Hauptarbeit Alfons', nämlich zum konkreten Ablauf und zu Details der Missionen, geben die Briefe allerdings verhältnismässig wenig her. Doch fällt die ungekünstelte, mit Dialektausdrücken durchsetzte Sprache des Neapolitaners und seiner Korrespondenten auf; es war eines ihrer Hauptanliegen, mit dem einfachen Volk verständlich umzugehen. Interessant sind auch kleine Details, so etwa, dass Alfons in jedem vertraulichen Brief zu der Anrufung an Jesus, Maria und Joseph auch diejenige an Teresa von Avila setzt, womit wiederum die Bedeutung der weiblichen Religiosität für ihn deutlich wird. Aus den Briefen der ersten Jahre geht aber auch deutlich hervor, dass das neue Institut zunächst keine Erfolgsgeschichte war. Mehrmals mussten der Sitz der noch kleine Kongregation (zunächst in Scala) gewechselt und erste Zweigniederlassungen wieder aufgegeben werden, auch verliessen verschiedene Mitbrüder die anstrengende geistliche Arbeit bald wieder. Dazu kamen die üblichen Finanzprobleme und Konkurrenzangst anderer Orden.

Die Edition richtet sich nach den Grundsätzen zurzeit in Italien laufender ähnlicher Unternehmungen (Tanucci, Muratori). Sie ist vorbildlich und lässt eigentlich keine Wünsche offen. Eine ausführliche Einleitung orientiert über das bisherige Schicksal des Briefwechsels und gibt statistische Angaben zum ersten Band, sowie Hinweise zu damaligen Zeit- und Massangaben. Nach dem kommentierten Textabdruck in chronologischer Reihung folgen Angabe der Fundorte, frühere Abdrucke, Hinweise zu Zitierungen in der Literatur, eine Bibliographie, Kurzbiographien der Korrespondenten, ein Glossar der Dia-

lektausdrücke, eine ausführliche chronikalische Übersicht von 1724–43, Indizes der Personen, Orte, Empfänger und Absender, sowie ein Verzeichnis der Briefe samt Regesten, welche das fehlende Sachregister im grossen ganzen ersetzen können. Manchmal wurde fast zuviel des Guten getan, was zu Verdoppelungen führte: Neben der chronikalischen Übersicht etwa ist für jedes Jahr auch noch den Texten eine kurze Übersicht der Ereignisse vorangestellt, und die Dialektwendungen werden neben dem Glossar auch in den Fussnoten alle schon erklärt.

Für die hoffentlich bald erscheinenden Folgebände werden sich den Herausgebern noch einige knifflige Probleme stellen. Der aktive und rastlos tätige Alfons von Liguori wandte für seine Korrespondenz wenig Sorgfalt auf und liess später (nicht im vorliegenden Zeitraum) vieles von seinen Mitarbeitern und Sekretären schreiben, bestenfalls nach Diktat, manchmal aber unterschrieb er auch einfach Blankoblätter! So weiss man nicht immer genau, was wirklich von ihm stammt; sein Vertrauen wurde auch missbraucht. Ein anderes Problem ist, dass vor allem aus der Zeit seiner Wirksamkeit als Bischof von Sant' Agata de' Goti (1762–1775) – ein Amt, das ihm widerstrebte – oder im Verkehr mit seinem Verleger Remondini relativ viel nicht sehr interessante Dienstkorrespondenz erhalten ist, womit sich wohl doch das Problem der Auswahl stellt. So oder so kann man dem Editionsunternehmen nur einen guten weiteren Fortgang wünschen. Und ebenso eine interessierte Leserschaft, denn die Briefe sind geeignet, das verfestigte Bild eines zu Zeiten hochverehrten, dann wiederum eher geringgeschätzten Morallehrers etwas zu korrigieren.

Urseilen/Bern

Peter Hersche

**Erika Hebeisen**, *leidenschaftlich fromm. Die pietistische Bewegung in Basel 1750–1830*, Köln, Böhlau-Verlag, 2005, 334 S.

Erika Hebeisen stellt in ihrer Dissertation «leidenschaftlich fromm», die an der Philosophischen Fakultät der Universität Basel angenommen wurde, «die pietistische Bewegung in Basel 1750–1830» dar – so lauten Titel und Untertitel. Dabei stützt sie sich u.a. auf handschriftliche Quellen aus dem Archiv der Fabrikantenfamilie Brenner, der Pfarrfamilie Burckhardt, des Archivs der Brüdersozietät Schweiz und des Staatsarchivs Basel (Ratsprotokolle, Kirchenarchiv «Separatisten», «Pietisten») sowie auf gedruckte Schriften wie Leichenpredigten.

Hebeisen lässt sich bei ihrer Untersuchung von der Hauptfrage leiten: «Wie wurden Männer und Frauen in der Zeit, die als «Aufbruch in die Moderne» gilt, zum Pietisten bzw. zur Pietistin (gemacht)?» (2) Sie beschreibt die sozialen Veränderungen der pietistischen Bewegung in Basel als Vergesellschaftung oder Institutionalisierungsprozess. Aus der radikalpietistischen Bewegung seien Sozietäten und schliesslich Institutionen wie die Basler Missionsgesellschaft entstanden. Dabei nimmt die Autorin verschiedene Generationen und Geschlechter in den Blick. Insbesondere untersucht sie, am Beispiel ausgewählter Männer, Frauen und Kinder aus dem bürgerlich-pietistischen Milieu der Stadt Basel, wie diese ihre Religiosität angeeignet haben. Dass Quellen v.a. über Frauen schweigen, reflektiert sie mit. Hebeisen löst das Image der Frommen aus der Gegenüberstellung «traditionell-religiös/modern-areligiös» (18) und der kirchengeschichtlichen Eingrenzung. Sie versteht pietistische Religiosität als Kultur und als Praxis. In Teil I erläutert Hebeisen den Forschungsstand. Teil II befasst sich mit der Bildung der radikalpietistischen Bewegung in den 1750er Jahren und ihrem Frömmigkeitsstil. Teil III stellt die Tradierung der pietistischen Frömmigkeit v.a. innerhalb der Pfarrfamilie Burckhardt über mehrere Generationen dar. In Teil IV werden die Schlussfolgerungen gezogen.